



# Illustriertes Sonntags-Blatt

Beilage zur  
**Deutsch-Ostafrikanischen Zeitung**  
 G. m. b. H., Daresalam.

1913. \* Nr. 13

## Der Schuß aus der Tiefe.

Erzählung von Max Treu. (Nachdruck verboten.)

**D**as ganze Dorf war in Aufregung. Etwas Unerhörtes, Furchtbares war geschehen und hielt alle Gemüter in bestiger Spannung. Da war am frühen Morgen der Förster-Toni mit seinem Jägerbuben, dem Winkel-Sepp, hinausgegangen, um einen Adlerhorst auszunehmen, der sich an einer fast unerreichten Stelle befand. Auf einem Felsenvorsprung nämlich, der schroff und unzugänglich steil vorbrang, hatte der Adler dicht unter der Spitze sein Nest gebaut. Wollte man dazu, so konnte dies nur von einem höherliegenden Gipfel aus geschehen, indem von dort oben aus ein tühner Waghals sich anseilen und herabgleiten ließ. Nur ein Weg aber führte zu der erwähnten Spitze des Felsens, nämlich von einer benachbarten Höhe über eine schmale, in schwindelnder Höhe über tiefem Abgrund schwebende Felsenbrücke, einem jener seltsamen, verwegenen und abenteuerlichen Gebilde, wie sie in den nördlichen Kalkalpen und mehr noch in den Dolomiten öfter das staunende Auge des Wanderers überraschen. Der „Teufelssteig“ wurde dieser einzige, gefährliche Zugang genannt.

Über diesen Teufelssteig waren also der Förster-Toni und der Winkel-Sepp hoch über dem grauenerregenden Abgrund zu der Spitze des Felsenvorsprungs geschritten, und von dort oben hatte sich der erste an einem Seil, das um einen Felsblock geschlungen wurde, in die Tiefe hingelassen. Als er schon unten und dem Adlerhorst gerade gegenüber war, stellte sich heraus, daß er zu irgend-einer Auktion einen mit Eisen beschlagenen, langen Stab gebraucht, und er schrie dem Sepp zu, er solle einen solchen an einem Strick herablassen. Nun hatten die beiden, um den Weg über den gefährlichen Teufelssteig so leicht wie möglich zurückzulegen, alle Gegenstände, die sie für ihre Expedition als überflüssig an-sahen, am andern Ende der Felsenbrücke zurückgelassen, und um den notwendigen Stab zu holen, mußte der Bube deshalb dort hinüber.



Prinz Ernst August von Braunschweig-Lüneburg und seine Braut  
 Prinzessin Viktoria Luise von Preußen. (Mit Text.)  
 (Zu der im Großherzoglichen Schlosse zu Karlsruhe erfolgten Verlobung.)

Aucht und Schwindel kennt ein solcher Alpenburche nicht; der Weg machte ihm darum keine Schwierigkeiten, in wenigen Augenblicken war er zurückgelegt, und mit dem gewünschten Stab in der Hand wollte eben der Sepp den Teufelssteig zum Rückweg beschreiten, um dem am Seil hängenden Toni den Stab hinterzulassen, als plötzlich etwas Unerhörtes geschah.

Als der Bube eben den Fuß auf den Teufelssteig setzen wollte, brach knirschend unter seinem Tritt die Felsenbrücke zusammen und donnerte hinunter in den Abgrund. Gerade noch rechtzeitig vermochte der Sepp geistesgegenwärtig zurückzuspringen, sonst wäre er mit hinabgestürzt. Ratlos und entsetzt stand der treue Burche einen Augenblick vor der Zerstörung. Ein Wunder war es ja wahrlich nicht, wenn der seit Jahrhunderten der Verwitterung preisgegebene schmale Felsensteig gerade jetzt zusammengebrochen war, wo ihn die wuchtigen, ungewohnten Tritte zweier Männer bis ins tiefste Geäder erschüttert haben mußten; aber das würde jetzt ein Wunder sein, wenn irgendwer den Förster-Toni aus seiner gefährlichen Lage befreien könnte. Mit Blickesschnelle überfah Sepp die Gefahr. Wie sollte man dahin gelangen, wo der Toni hing? Von unten, aus der Tiefe her, war die Stelle unzugänglich; wäre sie das nicht gewesen, so hätten die beiden Jäger selbst den gefährvollen Teufelssteig vermieden. Wie aber sollte man jetzt, wo dieser gebrochen war, zu der Spitze des Felsenvorsprungs kommen? Das sah der Sepp sofort: mit einer Leiter, einem Brett, einem Baumstamm war der Abgrund nicht zu überbrücken, denn jedes Anlegen eines solchen Werkzeuges als Brücke mußte, genau wie bei dünnem Eise, nur hüben und drüben weitere Teile des morschen Felsens in die Tiefe reißen. Aber auch, wenn es

wirklich gelänge, sofort gelänge, so müßte doch bis dahin, wo man das nötige Werkzeug nach hier oben geschafft hätte, so viel Zeit vergehen, daß der im Seil Hängende tot oder ohnmächtig vor Erschöpfung werden müßte, und in solcher Lage ist Ohnmacht gleichbedeutend mit Erdrosseltwerden, weil der Strick sich fest und fester um den willentlosen Körper schlingt. Daß sich der Toni selbst an dem Seil hinaufzöge zur Spitze des Felsens, um dann hier eine weitere Rettung abzuwarten, war ausgeschlossen, denn bei jedem derartigen Versuch müßte er sich an den überall hervorragenden Ecken und Kanten des Felsens den Schädel einstoßen, und er wäre gar nicht um die einzelnen Felsvorsprünge herumgekommen, die er beim Herabgleiten nur deshalb hatte vermei-

den können, weil ihn der Sepp, auf dem Bauch liegend, mit weit vorgestreckten Armen hinabgelassen hatte. Das Gefährlichste aber bei solchem Versuch war der Umstand, daß durch jeden Ruck, den der Förster, wenn er etwa sich selbst hinaufzöge, dem Seile geben müßte, die Felskante, an der oben das Seil befestigt war, erschüttert werden würde und daß sie dann, jedenfalls

ebenjo morsch wie der Teufelssteg, mitsamt der befestigten Last in die Tiefe stürzen könne.

Mit Blickesschnelle, wie schon erwähnt, übersah der mit den Gefahren des Gebirges von frühesten Jugend gründlich vertraute Bursche das Furchtbare der Lage seines Herrn, und mit Blickesschnelle war er sich klar, daß nur allerraschestes Handeln Rettung bringen könne, sofern solche sich überhaupt bringen lasse. In welcher Weise freilich das möglich sein sollte, und was zu geschehen hätte, das war ihm im Augenblick selbst noch ein Räthsel.

Er schrie dem Toni, den er von seinem Standpunkte aus nicht sehen konnte, zu, es sei ein Unglück geschehen, der Toni möge um Gottes willen ruhig und unbeweglich im Seile hängen bleiben, bis Hilfe komme.

Der Förster war kein Mann der Furcht, und ruhig klang seine volle Stimme zurück: „So eil' dich, Bub! War zu lange kann ich's in dieser verrenkelten Lage nicht aushalten! Im übrigen ahne ich, was geschehen ist! Ich hörte die Steine in die Tiefe donnern! Drum spul' dich und bring' Hilfe!“

In jäher Eile stürzte der Bube ins Dorf. Entsetzt traten die Männer bei der Unheilskunde zur Beratung zusammen. Klar war allen nur das eine: es mußte schnell, es mußte sofort gehandelt werden, wenn der Toni lebend gerettet werden sollte. Aber wie?

Mit Seilen, Axten, Leitern eilte man zu einer Stelle, wo man den Toni sehen konnte und ihm auf Hörweite nahe war. Aber man sah sofort: mit Seilen und Leitern war von unten her in der Eile gar nichts zu machen, und von oben her noch weniger, wie sich einige durch Versuche sofort überzeugen konnten. Als man ein Brett über den Teufelssteg legte, stürzten weitere Felsenteile in die Tiefe und rissen das Brett mit hinunter. Man schrie dem Toni zu: „Donerl, du mußt warten, bis wir mit Leitern zu dir hinauf können — kannst du's noch aushalten, eine Stunde oder zwei?“

Ein Schmerzensschrei war die Antwort: „Wie soll ich's? Schon zu lange hänge ich da! Lieber stürz' ich hinab!“

Und im selben Augenblick machte der Waghalsige den Versuch, sich selbst am Seile in die Höhe zu ziehen. Aber sowie das Seil den verhängnisvollen Ruck tat, prasselte ein Steinregen auf den Mann nieder, der sich kraftlos sinken ließ. Man sah, daß er, von einem Stein getroffen, am Kopfe blutete — — —

„Du's nicht so, Donerl!“ rief man. „Es schlägt dich tot!“

„Bewegungslos hing der Jäger im Seile.“

„Wir schlagen schon die Leitern zusammen, Toni!“ schrie man wieder.

„Und wo wollt ihr sie ansetzen, ihr Loren?“ rief der von oben. „Ihr mühtet Niesenleitern haben!“

Er hatte recht, das sah man wohl. Aber was sonst sollte man tun? „Weißt du einen bessern Rat, Toni? Was sollen wir tun?“

„Deutlich und klar klang seine Stimme aus der Höhe herunter: „So schießt mich herab!“

Erstochen starrten sich die Leute an. Der Gedanke war so ungeheuerlich, daß die Köpfe Zeit brauchten, ihn zu fassen.

„Wie meinst du das, Toni?“ rief endlich einer.

„Schießt das Seil durch, an dem ich hänge, und fangt mich in Fuchern dort unten auf dem Felsvorsprung auf. Hätt' ich ein Messer bei mir, so schnitt ich selbst den Strick durch! Aber macht schnell — ich halt's nicht lang mehr aus hier oben!“

Jetzt kam Leben in die Menge. Man sah nach dem Felsvorsprung, der leicht erreichbar war. Dort konnten freilich einige Männer mit einem aufgespannten Teppich oder dergleichen stehen. Aber der Schuß? Wer sollte diesen Schuß aus der Tiefe tun?

„Ich wag's nicht!“ sagte der eine, ein trefflicher Schütze. „Man könnte den Toni treffen!“

„Ich tu's auch nicht!“ meinte ein anderer. „Das hieße Gott versuchen!“

Da rief eine Stimme aus des Volkes Menge: „Dort kommt einer, der tu's: der Zeller-Friedl!“ Und sofort schallte es ringsum: „Ja, wenn's einer kann, der tu's!“

Vom Walde her geschritten kam, den Stuken über der Schulter, eine große, stattliche Männergestalt. Red' sah der Hut mit dem Gembort auf dem ausdrucksvollen Kopf, in dem ein Paar dunkle Augen funkelten: fest und sicher war der Schritt und der Boden dröhnte, wo er hintrat.

„Der Zeller-Friedl! — der tu's!“ — so klang es noch immer durcheinander.

„Er wird sich hüten!“ jagte eine höhnische Stimme. „So dumme ist er nicht!“

Man sah nach dem Sprecher. Es war der Linden-Jackl, einer der reichsten Bauern im Dorf.

„Freilich,“ entgegnete man, „es ist wahr, der Förster-Toni und der Zeller-Friedl haben einen Span aufeinander — — —“

Den hielten sie in der Tat. Der Zeller-Friedl war ein wohlhabender Bauer, aber — das Wildern konnte er nicht lassen. Das lag in der Familie, hieß es. Urgroßvater, Großvater, Vater

hatten es betrieben, und der Friedl betrieb's von allen am leidenschaftlichsten. Wenn der Förster irgendwo einen Bracht-Gemshorn hatte — wenige Tage, und pass! war er weggeblitzt. Wer's gewesen — jeder wußte es im Dorf, und der Förster wußte es am allerbesten, wessen Nohr nie fehlte, aber auch, wer sich nie erwischen ließ. Einmal aber waren die beiden doch im Walde zusammengeraten. Der Förster-Toni, der gerade kein Gewehr bei sich hatte, stand mit gezieltem Hirschfänger dem Zeller-Friedl gegenüber, der, den Stuken im Anschlag, ihm entgegenrief: „Du bleibst dich weg, wie ein Strenzerlecht!“ Und noch höher hatte sich die riesenhafte Gestalt des Friedl bei diesen drohenden Worten gereckt.

Ohne Furcht aber war der Förster auf ihn zugegangen. „Schieß, wenn d' magst!“ Und — der Zeller-Friedl hatte nicht geschossen; er hatte das Gewehr von der Bache genommen, den Hahn in Ruhe gesetzt und dem andern den Rücken gekehrt. Der aber hatte ihn ruhig gehen lassen. —

Aufs neue war der alte Streit aufgelodert, als der Zeller-Friedl vor kurzem die Linden-Broni, des Linden-Jackl blühendere Tochter, hatte freien wollen. Da hatte nämlich die Broni zu aller Erstausen erklärt, sie sei heimlich mit dem Förster-Toni verprochen, den habe sie gern und dem werde sie Treue halten. Der Linden-Jackl, der den reichen Friedl lieber als Schwiegersohn haben wollte, als den Förster-Toni, den Habenicht's, den er gar nicht leiden mochte, war mit seiner Tochter heftig umgesprungen. Ruhig aber hatte die erklärt: „Macht, was ihr wollt! Ich lieb' den Toni! Der Friedl ist ein sanfterer Bursch und ein stattlicher Freier, aber den Toni hab' ich lieber! Und, Vater, Ihr wißt, ich hab' meinen harten Kopf von Euch geerbt!“

Freilich, das wußte man und erfuhr's noch weiter. Alles Loben und Donnern half nichts, die Broni blieb fest, und als der Vater erklärte: „Ich geb' die Erlaubnis nicht zu solcher Lumpenheirat!“ hatte das Mädchen ebenso erklärt: „So werden wir warten, bis ich großjährig bin!“

Der Friedl aber sah sich vom Förster ausgestochen, und Grimm und Jorn erfüllten seine Seele.

Und jetzt hing sein Nebenbuhler da oben in Todesgefahr. — Schnell erzählte man dem Friedl, um was es sich handelte. Hellau lachte der: „Und ihr Narren meint, ich werd's tun? Laßt's euch sagen: der Dümme ist der Friedl nie gewesen!“

Und mit einem Blick auf den da oben Hängenden wollte er weiter. Da drängte sich der Linden-Jackl an ihn und raunte ihm ins Ohr: „Friedl, weißt, du könntest schießen! Wenn — wenn — wenn — deine Kugel fehl geht — Ich meine, wenn — sie ihn trifft, ihn da oben — dann — dann . . .“

Ein Ruck ging durch den Körper des andern. „Dann?“ fragte er.

„Na, dann könntest die Broni kriegen! Das dumme Weibsbild wird nicht ewig heulen! Schieß nur — und — schieß — schieß — gut — weißt — gut — —“

Der Friedl starrte den Sprecher an. „Jackl,“ sagte er, „das spracht Ihr nicht! Das sprach der Böse in Euch, und darum will ich nichts gehört haben! Aber eines merkt: Wenn der Friedl treffen will, so trifft er allemal, ein Meuchler aber ist er nicht!“

„Friedl —“

„Laßt mich!“ Er wollte weiter.

Da entstand eine Bewegung unter der Menge. Ein Mädchen brach sich Bahn. Angst- und entsetzensvoll stürzte sie auf Jackl und Friedl zu. „Ich hab' alles gehört!“ rief sie. „Man hat mir erzählt, was geschehen ist — der Toni ist in Lebensgefahr!“

„Ja, er ist's“, entgegnete Friedl. „Und ich soll ihn retten! Was meinst du, Bronerl?“ setzte er spöttlich fragend hinzu.

„Daß du's tun wirst, wenn du kannst!“

„Ich werd' mich hüten!“

„Friedl!“ Sie drängte sich bittend an ihn.

„Geh, du!“ Fast barsch stieß er sie von sich. „Was hält' ich noch mit dir zu schaffen? Oder gar mit dem da droben? Gib den Weg frei, sag' ich — ich muß heim: meine Pferde und meine Kühe warten aufs Futter!“

Er schritt vorwärts, ohne einen Blick auf alle übrigen zu werfen.

Der Kurat, der ebenfalls anwesend war, kam ihm nach. „Friedl,“ sagte der geistliche Herr, aus dessen ruhigem, von väterlichem Haar umrahmtem Gesicht Seelengüte und ein friedevolles Herz sprachen, „Friedl, schieß! Deine Hand ist sicher — du läßt den Strick! Der Sturz aber wird dem Toni nichts schaden — man fängt ihn auf, und der Luftdruck ist so stark nicht!“

„Nein, hochwürdig' Herr, ich tu's nicht! Ich kann's nicht! Er ist mein Todfeind der da oben, der mir alles genommen!“

Da schallte Tonis Stimme von oben her, aber nicht mehr klar und deutlich, sondern gebrochen, matt, fast wimmernd: „Friedl, schieß!“ bat er. „Ich halt's nicht mehr aus! Mach' ein Ende! So oder so!“

Man sah, wie der Körper im Seil kraftlos sich dehnte. Der Geist des Mannes da oben verlor die Herrschaft über die schlaff werdenden Glieder. „Schieß, Friedl, Friedl!“ tönte es nochmals von seinen Lippen. „Ich sterb!“

„Was geht's mich an?“ grollte der andere. „Oremus pro eo!“ (Wir beten für ihn!) sagte der Kurat und jant auf die Seite. Alle folgten seinem Beispiel; nur drei Personen blieben aufrecht stehen: Friedl, Jack und Broni.

Schlaff und schlaffer sah man den Förster sich strecken; mit leiser Stimme murmelte der Geistliche eine Miserere.

Broni hatte während der letzten Augenblicke wortlos dagestanden. Man sah ihr an, daß in ihrer Seele ein heftiger Kampf tobte. Angstvoll starrte sie bald empor zur Höhe, bald zu Friedl hinüber. Nun plötzlich, als die Menge niedergekniet war und Friedl langsam von dannen schritt, stürzte sie ihm in wildester Leidenschaftlichkeit nach, warf sich an seine Brust, umklammerte ihn mit beiden Armen, und wie ein Schrei, qualvoll und erlösend zugleich, aus den dunkelsten Tiefen der Menschenbrust, drang es über ihre Lippen: „Friedl, hör' mich!“

Er blieb stehen, da sie ihn nicht weiter ließ. „Tolle Viri!“ brummte er. „Laß mich los!“

„Nein, ich lasse dich nicht! Geh' nicht so weg! Hör' mich!“

„Was willst du noch?“

Ihr Atem flog, ihre Augen glühten, wirr in die Stirn fiel ihr das blonde, weiche Haar: „Friedl, schieß ihn herab! Rette ihn! Du kannst's! Deine Hand ist sicher! Rette ihn! Und dann nimm mich! Hier vor allem Volk verlobe ich mich dir, wenn du ihn rettest!“ Und schnell und mit entschiedenem Schritt auf den Kreis der Beten zutretend, rief sie, und klar schallte ihre Stimme über die Schaar dahin: „Hört mich, ihr alle! Des Friedls Weib will ich werden, wenn er den — Mann da oben vom Strick herabschießt!“

Eine Bewegung ging durch die Versammelten. Seinen Ohren kaum traugend, hatte Friedl die inhaltschweren Worte gehört. Zweifelnd starrte er das Mädchen an. „Du — verlobst dich — mir?“ fragte er. „Mir? Wie kannst du's? Gehörst du nicht dem da oben?“

„Das löst' ich!“ entgegnete sie fest. „Er wird leben können ohne mich. Aber leben soll er, nicht da unten! Bewahre ihn davon, Friedl! Und dann bin ich dein! Du weißt, ich halt', was ich versprach!“

„Ja, das weiß ich!“ antwortete Friedl und warf forschend einen Blick nach oben. Der Förster rührte sich nicht mehr. Bewegungslos mit schlaff herabhängenden Armen lag er im Seil; es war kein Zweifel, er war ohnmächtig, und das ihn umschlingende Seil mußte sich infolgedessen mit immer strafferer, tödlich werdender Umföhlung um ihn ziehen. Blieb der Mann noch länger in dieser Lage, so konnte in jedem Augenblick der Tod durch Erschöpfung oder Erdrösselung eintreten. Das Unglück mußte nahe sein. Vier Männer hatten, auf einem Felsvorsprung stehend, ein großes Tuch ausgebreitet, um den etwa Stürzenden aufzufangen. In stummem Gebet kniete das Volk.

„Schieß, Friedl, schieß!“ bat Broni. „Schieß ihn tot, wenn du nicht anders willst! Schieß' ihn tot! Aber laß ihn nicht so kläglich unkommen! Nicht so, nicht so! Es zerreißt einem ja das Herz! Schieß! Ich bitt' dich — tu mir's zuliebe! Du hast mich ja gern, sagst du — kannst mir da nicht eine Bitte erfüllen?“

Noch immer stand Friedl regungslos. Da sprang das Mädchen auf ihn zu und griff nach dem Stutzen. „Gib her!“ rief sie. „Wenn du's nicht tust, tu ich's! Bei Gott, ich tu's! Und ob ich ihn zehnmal erschöffe — seine Dual soll zu Ende sein!“

Er entwand ihr mit kräftigem Griff die Büchse. „Bist du närrisch?“ fragte er dumpf. „Laß mich — ich tu's, um deinetwillen! Geh' aus dem Weg!“

Sie trat, am ganzen Leibe zitternd, zurück. Noch einen seltsamen Blick warf er auf das Mädchen, dann machte er den Stutzen schußfertig und hob ihn empor.

Hinter der auf den Knien liegenden Menge stand hoch aufrecht die gewaltige, riesenhafte Mannesgestalt. Neben ihm, zu seiner Rechten, stand Broni, mit bittenden, tränengefüllten Augen zu ihm aufschauend. Zu seiner Linken hin aber trat jetzt in diesem schicksalvollen Augenblick der Linden-Jack. Und nun lag die Büchse an der wettergebräunten Wange des Mannes, der Finger am Hahn. —

„Triß gut, Friedl!“ sagte Broni. „Ich bet' für dich!“

Und leise raunte von der andern Seite Jack: „Ja, triß gut, Friedl! Mach' ein End' für heute und immer!“

Noch höher reckte sich die kraftvolle Gestalt Friedls. „Ja, ich werde treffen — verlaßt euch darauf, ihr beiden!“ murmelte er.

Jetzt stand er im Anschlag — ein banger Augenblick verging. — Lautloses Schweigen lag über der knienden Menge. Nur der Priester betete halblaut: „In nomine patris, et filii, et — —“ (Im Namen des Vaters, des Sohnes, und —)

Da knallte der Schuß. Ein Schrei erschallte. Ein dunkler Körper stürzte aus der Höhe herab, eine weibliche Gestalt flog wie ein Pfeil auf den Felsvorsprung zu, wo die vier Männer den Fallenden aufgefangen hatten. Den Körper vornüber gebengt, als wolle er seiner Kugel nachfliegen, aber völlig regungslos, wie ein Bild von Stein, stand Friedl; neben ihm mit scheinem Bild, in sich zusammengefunken, Jack.

Noch immer lag die Menge auf den Knien; das Ungeheure war geschehen, aber sie brauchte Zeit, sich aus dem Banne des Furchtbaren, Unerhörten freizumachen. Auf's neue erschallte ein lauter Schrei, von Broni ausgestoßen: „Er lebt! Gott sei Dank, er lebt! Er ist unverletzt!“

Und nun kam Leben auch in die Menge. Der Kurat ging auf Friedl zu, der noch immer wie erstarrt da stand. „Ich danke dir, Friedl!“ sagte er. „Du bist ein braver Burisch! Der Herr im Himmel wird dir's lohnen!“

Jetzt erst regte sich der Schübe. „Er lebt!“ murmelte er vor sich hin. „Er lebt!“ Wie suchend ließ er sein blinkendes Auge über die Menge gleiten.

Der Kurat bemerkte es. „Suchst du die Broni?“ fragte er. „Dort kommt sie — sie wird ihr Wort halten, Friedl, daran brauchst du nicht zu zweifeln!“

Vom Felsvorsprung her kam festen Schrittes das Mädchen. Aber dem kräftigen und doch feinen Gesicht, wie es eine Eigentümlichkeit der Unter-Appalachen ist, ruhte die Sicherheit eines heldenhaften Entschlusses; fast feierlich schauten die braunen Augen darein. Sie trat an Friedl heran und faßte seine Hand, die er bewegungslos in der ihren ruhen ließ. „Das war brav von dir, Friedl“, sagte sie, und ihre Stimme zitterte ein wenig. „Ein braver Burisch aber bist du immer gewesen! Und als solchen will ich dich zum Freier nehmen — ich hab's dem Toni schon gesagt! Sprich mit dem Vater, wann du Hochzeit machen willst! Ich will dir ein treues Weib sein, wie ich dir versprach — der — der Toni soll in einen fremden Ort weit weg von hier ziehen!“

Sie sah ihn bittend an. „Blick' nicht so finster, Friedl!“ bat sie. „Du hast mich ja doch immer gewollt — jetzt bin ich dein!“

Da sprach der kühne Schübe, und jedes seiner Worte fiel wie ein Hammerschlag auf das lautklopfende Herz des Mädchens: „Und du meinst, der Friedl könnt' einen solch verpöckelten Handel eingehen? Ja, 's war schön von dir, was du tatest; aber eben aus deiner Tat hab' ich gesehen, daß du nur einen lieb hast, den — den andern! Ist's nicht so?“ — Sie sah schweigend vor sich nieder. — „Und du denkst,“ fuhr er fort, „nun wär's damit getan, daß du mich nimmst? Zum Lohn, weil ich den andern herunterschöß? Ein erbärmlicher Schübe, der sich seinen Meisterschuß bezahlen läßt! Ich tat's um deinetwillen — freilich! Und den andern hätt' ich keine Hand gerührt, und er hing noch da oben, wenn's nach mir gegangen wäre! Zieh' hin — dem Toni geh' ich dir zurück, und deine Liebe mag ich nimmer! Sie wäre nicht echt — und es könnte der Tag kommen, wo ich dich erdröselte um solcher Liebe willen! Leb' wohl!“

Er wandte sich an den bleich und erschöpft aussehenden Toni, den eben zwei Männer daherführten. „Sie mag dein sein!“ sagte er grollend, und dann setzte er drohend hinzu: „Aber das rat' ich dir: Halt' sie gut, sie ist es wert, denn sie allein hat dir dein Leben erkauf't!“

Er schwieg einen Augenblick. Auge in Auge standen sich die beiden Männer, der eine hoch und stattlich, ein Bild stolzer Kraft und sichern Selbstbewußtseins, der andere ebenfalls groß und stark, aber in diesem Augenblick bleich und fast gebrochen aussehend. Gelassen warf Friedl die Büchse über die Schulter, schob den Hut in den Nacken und verschwand im nahen Walde.

## Der Mann mit der eisernen Maske.

Historische Skizze von Albert Stuber. (Nachdruck verb.)

Es ist wohl nicht zuviel gesagt, daß kein Ereignis in der an mysteriösen Begebnissen so reichen Geschichte Frankreichs die Neugierde des Publikums lebhafter erregt und verschiedenartigere Ansichten hervorgerufen hat als das Geheimnis, welches den französischen Gefangenen umgab, der unter dem Namen: die eiserne Maske bekannt ist. Sein Name, sein Rang, seine Verbrechen waren lange Zeit das Thema der erregtesten Diskussionen. Wer hat nicht Alexander Dumas' berühmten Roman „Die drei Musketeiere“ gelesen und erinnert sich nicht jener aufregenden Szene, in welcher „die eiserne Maske“ — hier der Bruder Ludwigs XIV. — durch den berühmten Handegen, den Kapitän der grauen Musketeiere, Herrn von Artagnac, nach der Insel St. Marguerite, d. h. in die lebenslängliche Gefangenschaft, geführt wird?

Die von Dumas aufgestellte Theorie wird von vielen Geschichtsforschern bestritten, welche der Meinung sind, daß der Ge-

fangene der Herzog von Monmouth, ein natürlicher Sohn Ludwigs XIV. und der Vallière, gewesen sein soll. Diese Annahme wird wieder von anderen verworfen, indem sie behaupten, daß „die eiserne Maske“ ein Sohn Elzvier Cromwells, des Lord-Protectors von England war. Spätere Forschungen behaupteten, die Maske sei ein älterer Bruder Ludwigs XIV. gewesen; Anna von Osterreich habe Grund gehabt, die Geburt dieses Sohnes vor ihrem Gemahl zu verbergen. Ludwig XIV. habe erst nach erreichter Mündigkeit von dem Bruder Kenntnis erhalten und ihn dann einsperren lassen, um in seinen Regentenrechten nicht etwa durch ihn geschädigt zu werden. Eine kleine Zahl von Geschichtsschreibern erklärten mit größerer Logik und stichhaltigeren Gründen, daß der Gefangene keine dieser Persönlichkeiten gewesen sein könne, sondern ein Staatsgefangener Frankreichs, dessen Namen und Rang man aus einem unertürklichen Grund in das tiefste Geheimnis gehüllt habe.

In dieser Weise haben sich die Gelehrten vergeblich bemüht, die Wahrheit zu erschließen, und erst der neueren Zeit war es vorbehalten, den auf dem Geheimnisse ruhenden Schleier zu lüften.

Lord Dover hat sich das Verdienst erworben, jeden darüber noch existierenden Zweifel zu beseitigen; mit unermüdlicher Geduld und größter Genauigkeit hatte er sich an die Lösung des Problems gemacht. Die französische Regierung hatte ihm jede Erleichterung bei seinen Forschungen zugesagt, und so war er denn mit großem Eifer an die Durchsicht der noch existierenden geheimen Archive gegangen. Das Resultat seiner Bemühungen — welches er eine wahre Geschichte der „Eisernen Maske“ nennt — liegt jetzt vor uns.

Nach dieser sorgfältigen Untersuchung ergibt sich für Lord Dover das unleugbare Faktum, daß der Gefangene mit der eisernen Maske weder ein Sohn noch ein Bruder Ludwigs XIV. und ebensowenig ein Sprößling Cromwells war, sondern ein Italiener, und zwar Graf Antonio Mattioli, Minister Karl Ferdinands, Herzogs von Mantua. Dieser Herzog Ferdinand war einer der ausschweifendsten Fürsten, die je gelebt; infolge seines wüsten extravaganten Lebensgeriet er sehr bald in eine so große Geldnot, daß ihm, um sich davon zu befreien, jedes

Armeer nach Italien zu senden, in Erfüllung gehen zu sehen. Um nun dieses Ziel zu erreichen, bot er dem Herzoge eine ungeheure Summe für die Erlaubnis, eine französische Armeer auf seinem Gebiete unterhalten zu dürfen.



Das Hieroglyphenthor in Karnak. (Mit Text.)

Ferdinands Minister Mattioli gab seine Einwilligung zu diesem Plane und besuchte in kurzer Zeit Paris, um sich mit der französischen Regierung über die näheren Details zu verständigen. Der König empfing den italienischen Abgesandten sehr gnädig, schmeichelte ihm in jeder Weise und machte ihm bei seiner Abreise, als ein Zeichen allerhöchster Zufriedenheit, hunderttausend Taler und einen prachtvollen Diamantenring zum Geschenk. Zunächst sollte die Festung Casale an Frankreich ausgeliefert werden. Der politische Monarch ahnte allerdings nicht, daß seine Freigebigkeit eine vergebliche sein sollte, da der Italiener sich während seiner Anwesenheit in Paris mit dem spanischen Gesandten in Unterhandlungen über denselben Gegenstand eingelassen und, da jener ihm eine viel größere Summe als Ludwig XIV. geboten, sich schnell entschlossen hatte, die Offerte des Spaniers anzunehmen und sein dem französischen König gegebenes Wort zu brechen. Als nun die Zeit gekommen war, in welcher der Vertrag zwischen Ludwig XIV. und dem Herzoge Ferdinand ausgeführt werden sollte, verhandelte Mattioli, demselben jedes mögliche

Hindernis in den Weg zu legen; ja, um sich aus dem Dilemma, in dem er sich befand, zu ziehen, schenkte er sich nicht, den spanischen Gouverneur zu benachrichtigen, daß der französische Abgesandte, der den Herzog an seine eingegangenen Verbindlichkeiten erinnern sollte, durch Spanien reise. Der Gouverneur bemächtigte sich sofort des Franzosen, sowie seiner Depeschen. Als dadurch der Plan Ludwigs XIV. öffentlich aufgedeckt war, und Mattioli



Zu Hause. Von E. Louyat. (Mit Text.)

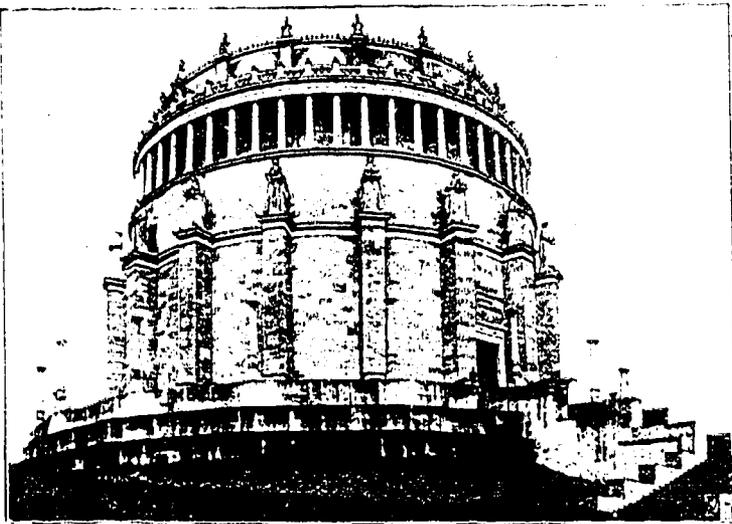
Mittel recht war. Ludwig XIV. glaubte die schlechte pekuniäre Lage des Herzogs benutzen zu können, um seinen schon seit längerer Zeit gehegten Wunsch, zur Beförderung des französischen Einflusses eine Okkupations-

die Ausübung desselben als eine unmögliche bezeichnen konnte, sah sich der König natürlich auch gezwungen, derselben vorläufig anzugeben, und wenn er auch gute Miene zum bösen Spiele machte, so kann man sich doch den heftigen Zorn vorstellen, den der gekränkte Monarch empfand, der denn auch beschloß, sich unter allen Umständen für seinen verwundeten Stolz und den vereitelten Plan an Mattioli auf eine furchtbare Weise zu rächen.

Demgemäß verbarger keine Absichten mit viel Gewandtheit; er bemühte sich, den Italiener glauben zu machen, daß er von dessen Ehrlichkeit überzeugt sei, und schrieb einen freundlichen Brief an ihn, in welchem er den Grafen ersuchte, sich zu einer Zusammenkunft

nach einem französischen Gesandten an die Grenze zu begeben. Ohne im geringsten zu ahnen, daß sein Verrat dem Könige

bekannt sei, fiel der Italiener in die ihm gefasste Falle, indem er sich am 2. Mai 1679 nach dem bezeichneten Grenzorte auf den Weg machte. Da die Zusammenkunft eine geheime sein sollte, so hatte er auch niemand etwas von derselben mitgeteilt und auch nur wenige Begleiter mitgenommen. In seinem Bestimmungsorte



Die Befreiungshalle von Kelheim (Bayern). (Mit Text.)  
Phot. Prell-Bureau, Leipzig.

angelaugt, ichtig er sein Quartier in einem einsam gelegenen Hause auf und erwartete die Ankunft des französischen Abgesandten. — Um Mitternacht, als der Italiener noch im tiefsten Schlafe lag, wurde plötzlich heftig an die Türe geklopft und um Einlaß gebeten: erstarrt sprang Mattioli aus seinem Bette und öffnete die Tür. — Zu seinem größten Schrecken gewahrte er einen Offizier, welcher mit gezogenem Degen über die Schwelle trat, gefolgt von mehreren Soldaten. Mattiolis schuldberührtes Herz erriet sofort, daß sein Verrat entzweit, er fühlte, daß er verloren sei. Mit einem Verzweiflungsschrei stürzte er auf das Fenster zu und machte einen Sprung aus demselben

Bei jedem Wechsel seines Gefängnisses war St. Mars, sein Feiniger, ängstlich besorgt, ihm die Möglichkeit zu benehmen, ein Wort mit seiner Bedeckung zu wechseln. Er durfte nur des Nachts reisen, und selbst dann wurde seine ganze Gestalt in schwarzen Sammet eingehüllt, welchen starker eiserner Draht eng an seine Glieder schloß. Dies, sowie die Maste, die, sobald er seine Zelle verlassen mußte, stets vor sein Gesicht geschnallt und am Hintertopfe mit einem Schlosse befestigt wurde, war der Grund, daß man ihn „Die eiserne Maste“ nannte.

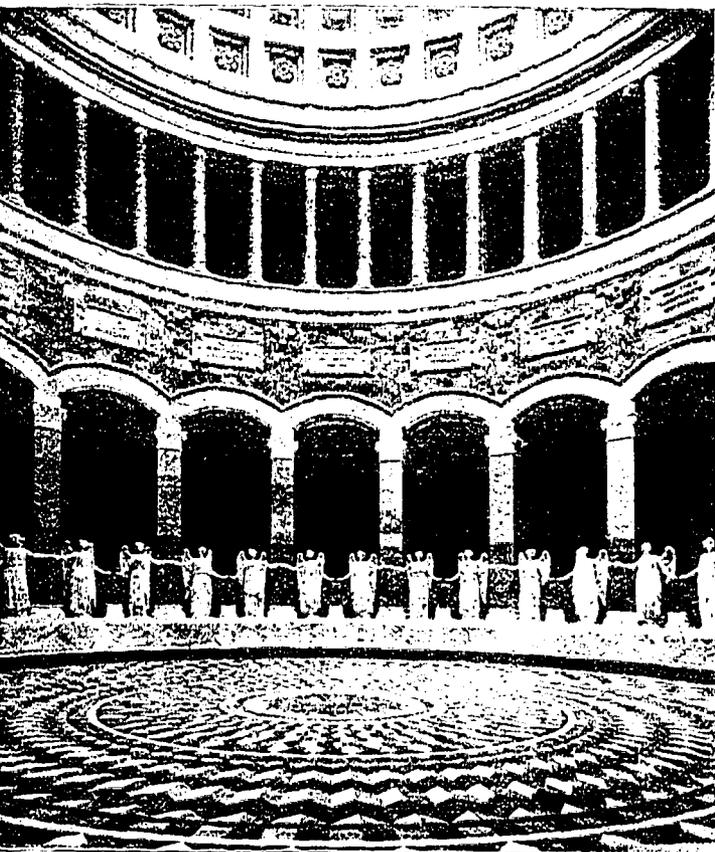
Die Sorgfalt, mit der man jede in die Öffentlichkeit tretende Kenntnis von seinem Namen oder Schicksale zu verhüten suchte, war eine außerordentliche und machte St. Mars, dem Werkzeug

Ludwigs XIV., alle Ehre. Als Mattioli auf der Insel Marguerite eingekerkert war, verjuchte er sich mit der äußeren Welt in Ver-



Dr. Eduard Sülzer-Ziegler, Schweizerischer Nationalrat. (Mit Text.)

bindung zu setzen, indem er eine Zinnplatte, auf die er mit einem Steine seine Leidensgeschichte eingekratzt hatte, in einem, wie er glaubte, günstigen Momente aus seinem Kerker hinauswarf. Dieselbe fiel in die See, deren Wogen an die Felsen, auf denen das Gefängnis erbaut war, schlugen. Ein Fischer hatte gerade seine Netze in der Nähe ausgeworfen und in denselben die Platte an das Land gebracht. — Dieser Vorfall wurde dem Gouverneur sofort von seinen Spionen gemeldet, der den Fischer verhaften ließ, sich der Platte bemächtigte und den armen Teufel mit den härtesten Strafen bedrohte. Dieser konnte erst, als er den überzeugendsten Beweis geführt, daß er des Leuens unkundig sei, seine Freiheit wieder erlangen. — Nach diesem Vorfalle wurde



Blick in das Innere der Befreiungshalle in Kelheim.

Während einige der Soldaten sich der Papiere und Sachen Mattiolis bemächtigen, ergriffen ihn andere, kleideten ihn nöthigst an, fesselten ihn, sowie auch seine herbeigeeilten Diener, setzten sie auf ihre Pferde und galoppierten davon. Sobald die Reiter den französischen Boden erreicht hatten, erschossen sie die Diener des Grazen, der, als er sein Leben geschnont sah, wieder Hoffnung schöpft und nicht ahnte, daß ihm ein Schicksal bevorstand, das tausendmal schrecklicher als der Tod war.

Zuerst führte man ihn nach der Festung Vignacrol, wo man ihn in einen schauerlichen Kerker warf, in dem er ein Jahr verblieb. Zu seinem Aufseher wurde Jean St. Mars, ein grausamer, harterziger Mensch, ernannt, dem er bei dessen Verurteilung nach dem Schlosse St auf der Insel St. Marguerite folgen mußte. Die Gründungsgabe seines Aufsehers beschäftigte sich damit, immer raffinirtere Mittel, ihn sein Elend noch tiefer empfinden zu lassen, zu erfinden. Welche unbeschreibliche Leiden in dem finsternen Kerker dem an alle Freuden des Lebens gewöhnten Italiener bechieden waren, dürfte keine Feder zu beschreiben vermögen. Der Gedanke, von der Außenwelt völlig getrennt zu sein, daß sein Schicksal stets unbekannt bleiben, daß sein Name vergessen sein würde, war ein so furchtbarer, daß er täglich bat, man möge ihn töten.

Sein Gefängnis, der tiefste Kerker des Schlosses, war feucht und ekelerregend. Das einzige menschliche Wesen, das er erblickte, war sein Aufseher und dieser sprach nie ein Wort mit ihm. Von der schlechten Nahrung, die man ihm vorsetzte, erhielt er nur gerade so viel, um sein jämmerliches Dasein karglich weiterzuführen.



Vizeadmiral Friedrich v. Sugenot, Chef der deutschen Godiefflotte. (Mit Text.)  
Hofphot. G. Vieber.

Zu seinem Aufseher wurde Jean St. Mars, ein grausamer, harterziger Mensch, ernannt, dem er bei dessen Verurteilung nach dem Schlosse St auf der Insel St. Marguerite folgen mußte. Die Gründungsgabe seines Aufsehers beschäftigte sich damit, immer raffinirtere Mittel, ihn sein Elend noch tiefer empfinden zu lassen, zu erfinden. Welche unbeschreibliche Leiden in dem finsternen Kerker dem an alle Freuden des Lebens gewöhnten Italiener bechieden waren, dürfte keine Feder zu beschreiben vermögen. Der Gedanke, von der Außenwelt völlig getrennt zu sein, daß sein Schicksal stets unbekannt bleiben, daß sein Name vergessen sein würde, war ein so furchtbarer, daß er täglich bat, man möge ihn töten.

seinem Fischer mehr gestattet, seine Nebe innerhalb einer Meile von der Festung auszuwerfen.

Im Oktober des Jahres 1698 erhielt der berühmte St. Mars das Kommando der Bastille in Paris; Mattioli mußte ihm dorthin ebenfalls folgen. Hier blieb er, gleichsam lebendig begraben, noch fünf Jahre und starb am 19. November 1703 im 69. Lebensjahre. Seine mit diabolischer Grausamkeit ersponnene und streng ausgeführte Gefangenschaft hatte vierundzwanzig Jahre gedauert.

Dieselben außergewöhnlichen Vorichtsmaßregeln, die zur Wahrung des Geheimnisses bei seinen Lebzeiten angewendet, wurden auch nach seinem Tode nicht außer acht gelassen. Die Wände seines Kerkers wurden bis auf die Steine abgetragen, aus Furcht, daß irgendeine Andeutung oder Inschrift der Welt das Geheimnis der „Eisernen Maske“ enthüllen könnte. Die wenigen Möbel, die der Unglückliche im Gebrauch gehabt, wurden verbrannt, und alle Gegenstände von Metall, die er benutzte, eingeschmolzen.

Während der ersten zehn Jahre seiner Gefangenschaft litt Mattioli jede denkbare Art von Seelenmarter, die ihn beinahe wahnsinnig machte. Als St. Mars sich überzeugte, daß kein Gefangener bei fortgesetzter strenger Behandlung gänzlich den Verstand verlieren würde, wurde seine Lage erträglicher gemacht, nicht etwa aus Menschlichkeit, sondern weil jener wünschte, Mattioli's entsetzliches Dasein zu verlängern und ihm die Vernunft zu erhalten, damit er sein namenloses Elend mehr fühlen könne. Aus diesem Grunde brachte man ihn nach St. Marguerite, einer Festung, die mit vier anderen in einer Reihe auf Felsen gebaut sind, welche die Küste der Bay von Cannes beschützen. Die aus festem Gestein gebauene Zelle in Mattioli's Gefängnis war vierzehn Fuß dick. Man betrat eine vier Fuß breite gewölbte Passage und hatte drei schwere eiserne Türen zu passieren, bevor man in den Kerker gelangte. Durch ein zweieinhalb Fuß breites und drei Fuß hohes Bogenfenster blickte man auf die Bay von Cannes. Dieses Fenster wurde durch drei Reihen Eisenstäbe, die ungefähr vier Fuß voneinander — die einzelnen Stäbe vier Zoll — entfernt waren, beschützt. In diesem, nie oder selten von einem menschlichen Fuße betretenen Verließ — seine Nahrung wurde ihm durch eine Öffnung in der Türe zugeworfen — verbrachte der Unglückliche elf Jahre seiner Gefangenschaft. Von seinem Fenster aus konnte er die hohen Linien der Esterell-Berge sehen und sich einer herrlichen Aussicht auf die schöne Natur, von der er auf ewig getrennt war, erfreuen; seine Sehnsucht nach Freiheit mußte dadurch unendlich gesteigert werden. Was der Unglückliche später wurde, als er alle Hoffnung aufgegeben, und als eine lange Reihe von Jahren seine Sinne abgestumpft hatten, das ist eine Frage, die niemand beantworten kann. Dieses Geheimnis ist mit seinen Peinigern begraben.

Wo oder wie man sich der irdischen Überreste Mattioli's entledigt, ist auch von Lord Dover nicht ergründet worden. Als die Bastille am 15. Juli 1789 von dem Volke erstürmt wurde, fand man in einem der tiefsten Kerker derselben das Skelett eines Mannes, der augenscheinlich an Händen und Füßen gefesselt, gestorben war. Man nahm an, daß diese Überreste dem Mann mit „der eisernen Maske“ angehörten, doch haben spätere mit der größten Sorgfalt angestellte Untersuchungen auf das unzweifelhaftigste das Gegenteil erwiesen und der Schleier ist in dieser Beziehung noch nicht von dem Geheimnis gelüftet.

Der Grund der grausamen Behandlung des Grafen Mattioli war eine wahrhaft unmenschliche Rache, das Motiv der ängstlichen Geheimhaltung derselben ein Gebot der Politik. Man hatte ihn, den Gesandten und Minister eines fremden Staates, der im Begriffe gewesen, auf italienischem Boden mit dem französischen Könige ein Bündnis abzuschließen, mit Gewalt ergriffen und ihn ohne Urteilspruch, nur nach der Laune eines Königs, lebenslang in schrecklicher Kerkerhaft schmachten lassen. Man mußte befürchten, sobald dies bekannt, sobald eine Spur von Mattioli, der als gänzlich verschollen galt, entdeckt werde, das Kabinett des Königs in die ernstlichsten Verlegenheiten zu bringen; darum wurde das Geheimnis über den Gefangenen in die Hände eines Mannes, wie St. Mars, gelegt und so peinlich und ängstlich bewahrt. Freilich kam man zuletzt der Sache doch auf den Grund, und der Charakter Königs Ludwigs XIV., dem elende Schmeichler und aristokratische Bedientenpfoten den Beinamen des „Großen“ gegeben haben, sollte dadurch auf ewige Zeiten gebrandmarkt werden. Hatte der Italiener auch einst ein hinterlistiges Spiel mit dem Könige getrieben, so hatte er doch die fürchterliche Strafe nicht verdient, lebendig begraben zu werden.

## Ein schnellbeendigter Prozeß.

Von H. von Remagen. (Nachdem verboten.)

**K**önig Friedrich der Große, der eigentliche Begründer der Oper in Berlin, war bekanntlich ein großer Freund musikalischer Talente. Ausgezeichnete Musiker oder Sänger und

Sängerinnen wurden oft reichlich von ihm beschenkt, so besonders er auch sonst war.

Während der Aufführung einer neuen Oper, deren Handlung Persien zum Schauplatz hatte, war der König in heiterer Stimmung und applaudierte mehrfach.

Die Heldin der Oper, die italienische Sängerin Signora Stueva sang in der Rolle einer persischen Prinzessin zum Entzücken, so daß, als auch der König in seiner Loge Beifall klatschte, sich im ganzen Haus ein mächtiger Beifallssturm erhob. Alle Blicke hafteten nun an der königlichen Loge und dem König, der in offenbar guter Laune sich befand. Auf letztere wurde nun sofort von zwei Damen spekuliert. Die erste von ihnen war die Heldin des Abends, die gefeierte Sängerin selbst. Der König hatte ihr vor Jahresfrist eine bedeutende Gagenerhöhung bewilligt, die ihr aber durch mancherlei Sabalen bisher entzogen geblieben war. Mehr aus Entrüstung darüber, als des Gewinnes wegen, faßte nun die Künstlerin den Entschluß, die günstige Gelegenheit wahrzunehmen. Sie warf daher, als kaum der Vorhang gefallen war, einen Mantel über ihr Theaterkleid und eilte nach der Königsloge, wo sie dem eben aus derselben tretenden Monarchen ihre Beschwerde nicht ohne eine gewisse Keckheit vortrug, die Friedrich nicht eben sehr zu gefallen schien. Dann als die Sängerin sich verneigte und ihren Mantel dabei auseinanderschlug, so daß ihr glänzendes Prinzessinnengewand hervorschimmerte, entgegnete der geistreiche König mit verniedlichem Tone: „Prinzessin von Persien! Ich mische mich nie in die Angelegenheiten fremder Höfe!“ und stieg dann die Treppe hinab.

Doch bevor er den Wagen erreichte, hemmte eine zweite Bittstellerin, das besahnte Fräulein von Sydow, seinen Weg. Dieser, einer altadeligen Familie entsprossenen Dame, war vor etwa 25 Jahren eine reiche Erbschaft zugefallen. Bevor sie aber in den Besitz derselben gelangen konnte, hatten sich habgierige Verwandten derselben bemächtigt, worauf ein Zeit und Geld raubender Prozeß sich entsponnen hatte. Mit dem Anwachsen der Jahre hatten sich auch die Jahre angehäuft, ganz wie es jene Rentrenten wünschten, die sich zur Erreichung dieses Zweckes manches unlaunteren Mittels bedient hatten. Das Lebensglück des armen Fräuleins hing von dem glücklichen Ausfall dieses endlosen Prozesses ab. Kein Wunder, daß die Bittstellerin dem König den Schneckengang, welchen ihr Prozeß bei der damaligen Regierung in Marienwerder nahm, mit ungewöhnlicher Zungenfertigkeit schilderte und um Gewährung eines gerechten Verfahrens bat.

„Ich werde mich der Sache erinnern“, entgegnete Friedrich. „Aber werden Eure Majestät auch nicht vergessen?“ wendete die Dame dreist ein.

Unwillig wandte Friedrich der Aufdringlichen den Rücken, und als sie ihn selbst noch beim Einsteigen in den Wagen mit ihren Klagen verfolgte, rief er: „Rehn' Sie sich in acht, daß Sie nicht unter die Räder kommt!“

Ein Jahr war seit diesem Auftritt verflossen, aber der Prozeß ging noch immer seinen alten Gang. Der Sängerin war längs die bewilligte Gagenzulage mit dem ganzen Rückstande gezahlt worden. Des Fräulein von Sydow's Gnadengesuch dagegen schien vergessen zu sein.

Um diese Zeit hatte der König die Reise nach Modrau zur Revue angetreten. Bei dem Manöver bemerkte Friedrichs Schutzbild einen stattlich gekleideten Reiter, der, als gehöre er in des Königs Gefolge, sich in seine Nähe drängte. Der Reiter trug einen dreieckigen, mit breiten Goldtressen besetzten Hut und war mit einem violettfarbenen, goldgestickten Rock und einer reichgestickten, farbigen Weste bekleidet.

„Komm Er mal näher!“ rief der König plötzlich. „Wer ist Er?“ „Mein Name ist Neumann. Durch Eure Majestät Gnade bin ich Oberamtmann“, versetzte der Gefragte.

„So, warum hat Er denn seine Bauern verlassen? Ist auf dem Aukt kein Geschäft mehr für Ihn?“ fragte Friedrich weiter.

„Meinen großen König von Angesicht zu Angesicht einmal zu sehen, war stets mein sehnsüchtiger Wunsch. Er ist jetzt erfüllt“, erwiderte der Oberamtmann.

„Nun, dann pack Er sich wieder nach Hause“, jagte der König. „Wie Eure Majestät befehlen!“ entgegnete der Reiter, wendete seinen Schimmel und sprengte davon.

Friedrich setzte lachend seine strategischen Beobachtungen fort. Nach einiger Zeit aber verfinsterte sich des Monarchen Miß. „Reit Er einmal“, befahl er einem Adjutanten, „nach jener Wäldede, wo jetzt die Kavalleriebrigade hält, und bring Er mit dem Wasser mit dem Tressenhut und der roten Weste, der sich dort auf seinem Schimmel tummelt, her, damit ich ihn zu einem Bauern transportieren lasse!“

Nach wenigen Minuten kehrte der Adjutant mit dem Schimmelreiter zurück, den der König in der Entfernung für den Oberamtmann von vorhin gehalten hatte. Es war indes zwar ein ad-

äpeltlichem Pferde sitzender, gleich gekleideter, doch anderer, ganz junger Mann.

Der König, voll Verdruß, sich geirrt zu haben, fuhr den Reiter an: „Wer ist Er? Und was will Er hier?“

„Eure Majestät halten zu Gnaden, ich bin der Kammergerichtsreferendarius Peters aus Marienwerder. Um der kriegerischen Übung beizuwohnen, besonders aber, um des Glückes teilhaftig zu werden, Eure Majestät zu sehen, habe ich den Ritt unternommen.“

„So seh Er mich dem recht an!“ entgegnete der König dem hässlichen, jungen Mann, wobei sein Unmut in Wohlgefallen überging. „Dann reit Er augenblicklich nach. Marienwerder zu reit und melde dort Seinem Präsidenten: ich würde morgen nachmittag um 4 Uhr in Marienwerder eintreffen, und fände ich dann den Sydow'schen Prozeß nicht beendet, so solle ihn, der Präsidenten, der Teufel holen!“

Der Referendarius verneigte sich und ritt davon. Der Abend dämmerte schon, als der junge Mann in Marienwerder eintraf. Ohne Säumen ließ er sich beim Präsidenten melden. Obgleich Erstellenz eben Gesellschaft gab, wurde doch der Referendarius als Überbringer eines königlichen Befehls vorgelassen.

„Sie haben den großen Monarchen gesehen und gesprochen?“ redete der Präsident den jungen Mann an. „Wie befindet sich der erhabene Herr?“

„Sehr wohl!“ entgegnete der Befragte und meldete nun wörtlich den Befehl bis auf das „so soll ihn“, wo er stehen blieb. Schließlich mußte er der Aufforderung seines Vorgesetzten, alles zu sagen, aber doch nachkommen.

Der Präsident stuzte nicht wenig, doch suchte er sich zu fassen und befahl dem Referendar, die Drohung des Königs geheim zu halten. Dann ließ er sofort die Herren Räte und Assessoren zusammensetzen. Und siehe da! Noch in derselben Nacht wurde eine große Sitzung abgehalten, wobei das voluminöse Aktenstück des Sydow'schen Prozesses der Gegenstand der Debatte war.

Am folgenden Nachmittage 4 Uhr traf der König in Marienwerder ein, vom Präsidenten in großer Galauniform empfangen.

„Ist der Sydow'sche Prozeß beendet?“ war des Königs erste Frage.

„In Befehl, Majestät!“ antwortete der Präsident. „Fräulein von Sydow, das ungeschmälert das Erbeil und Erbs für alle gehalten Kosten erhält, ist bereits das Erkenntnis ausgehändigt.“

„Wie geht es sonst, mein lieber Präsident?“ fragte Friedrich sehr freundlich und gab damit dem Gespräch eine andere Wendung.

## Aufwärts.

Von Gertrud Westphal. (Nachdruck verboten.)

Des Lebens Mai! Weiche, laue Winde umföhen uns, rings um uns Wachsen und Werden, Schwelken und Blühen, die Nachtigallen schlagen, eine einzig große allmächtige Jubelhymne braut über die Welt dahin, und wir stimmen ein mit freudvollendem Herzen und jauchzender Stimme in das allgewaltige: Freude, schöne Himmelstochter! Auch in unserem Herzen knospet und blüht es, Unausgesprochenes ringt nach Worten, Unfaßbares will Gestalt annehmen, selige Schauer durchwogen uns, und leise, kaum vernehmlich, formen unsere Lippen das Wort: Liebe! Auch das kronglühende Menschenherz wird weich und froh, wenn die große Zauberin daran rührt. Töne, die wir nie vorher vernommen, klingen in uns auf und verdichten sich zu wundervollen Melodien. Wie ein rosiger Schleier liegt es vor unseren Augen. In unserm Innern ist lauter Frühlingsglück und Sonnenschein, und wir meinen, auch die ganze Welt träumte mit uns ihren seligsten Frühlingstraum. Glück macht gut. Wenn wir jemals in unserem Leben freundlich, hilfsbereit, verfühlich, edel und hochgesinnt waren, dann war es zu der Zeit der ersten, zarten Liebe.

Endlich wird unser Sehnen und Hoffen, Bangen und Wünschen erfüllt, die Tür, die uns ins Paradies führen sollte, öffnet sich, und für ein paar Augenblicke stehen wir, von heiligen Schauern durchweht, im Allerheiligsten. — Aber — nicht immer können wir auf des Lebens Höhe wandeln, die herrlichste Melodie rauscht an unserm Ohr vorüber, die köstlichsten Blüten senken weh ihr Haupt, der frohlockendste Maientag geht zu Ende. Wir jubeln und lachen und wesen und scherzen und preisen unsern jungen Sommertraum, aber nach und nach wird das Jubeln leiser, das Lachen seltener, das Wesen weniger stürmisch und feurig. Der Purpurglanz, in den die Welt getaucht schien, wird mäßlich, kaum bemerkbar, dunkler und düster, feiner, leiser Staub legt sich auf den reinen Goldglanz des jungen Eheglücks. Sind ein, zwei Jahrzehen vergangen, dann wandeln die jungen Leutchen so ehrbar und ruhig Hand in Hand, als wäre es von ihres Lebens Anbeginn so gewesen. Da nützlichere Möglichkeit tritt in ihr Recht.

Es ist weh! Naturgesetz, daß die Liebe nicht während der ganzen Dauer des Menschenlebens der Brennpunkt des Seins ist. Aber sie verkert darum nicht an Lebenswert und Lebensbedeutung.

Wenn in des Lebens Rosentagen die jungen Herzen meinten, auf Schwingen zum Himmel aufzulegen zu können, so werden sie doch bald gewahr, daß selbst die Liebe nicht auf die Dauer ihre Erden-schwere zu beseitigen vermochte. Erdbunden sind wir. Aber das Menschengeschlecht ringt sich mühsam aufwärts aus dem dunklen Tal des Erdenlebens zu Licht und Bestreung. Jeder einzelne muß sich selbst den Weg bahnen, Stufe um Stufe empor-klimmen. Doch damit das Werk nicht zu mühsam sei, legte ein gütiges Geschick die Hände zweier Menschenkinder zusammen, daß sie sich gegenseitig helfen und stützen, die Wege ebnen, die Steine aus dem Wege räumen. Nicht seitwärts vom Wege, nicht abwärts: darf die Liebe ihre Getreuen führen, sondern aufwärts, aufwärts zum Licht und zur Erlösung!

Doch nicht die Liebe allein stellt sich als freundliche Helferin bei dem schweren Werk uns zur Seite. Die Arbeit, die Kunst, die Natur, die Freundschaft, alle können sie für uns Wegweiser zu Höhe werden, wenn wir nur ihren ersten Stimmen lauschen, wenn wir uns nur nicht ganz gefangen nehmen lassen von den Kleinigkeiten und Unwichtigkeiten des Alltags.

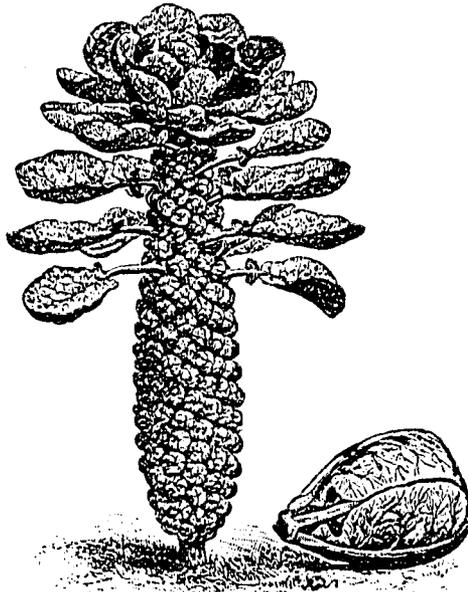
Gerade der tüchtige, pflichttreue Mensch meint, ein Atem-holen, ein Ausruhen, ein Sichvertiefen in anderes als die tägliche Arbeit sei ein Abschweifen vom Wege. Nicht doch! Wie der Wanderer, der an der Dase ruhte, mit neuer Kraft den Weg durch die Wüste aufnimmt, so schenkt auch uns eine innere Anregung neue Arbeitsfreudigkeit, neuen Opfermut, neues Zielbewußtsein.

Wenn wir auch nur ein winziges Steinchen herbeizutragen haben zu dem großen Bau der Menschenwerdung, wenn es auch nur unsere Aufgabe ist, dies Steinchen so zu feilen und zu meißeln, daß es sich würdig dem Ganzen einfügt, so stärkt es doch unsere schwache Kraft und gibt uns frische Zuversicht, wenn wir von Zeit zu Zeit unsern Blick hinüberschweifen lassen zu dem Meisterwerk, das höher und höher wächst. Mit neuer, emziger Liebe und Sorg-falt polieren wir das Mosaispflitterchen, das unser eigenes Leben ist, wenn unser Auge sich an dem erhabenen großen Bau geweidet hat. Neben dem täglichen Vienenfleiß, der den Blick nieder zur Erde richtet, um seine Arbeit gewissenhaft zu vollenden, dürfen wir auch als stolze Adelsmenschen unser Haupt zur Höhe heben und des großen Ziels ständig eingedenk bleiben, wohnen wir alle streben und zu dem alle großen Kräfte und Mächte unseres Lebens, unter ihnen die Liebe als der stärksten eine, nur die Wegweiser sind: Sonnenwärts!

## Fürs Haus

**Mosen- oder Sprosskohl** (*Brassica oleracea bullatoprolifera gemmifera*).

Eine Abart des Winterkohls mit hohen Stengeln, aus deren Blatt-winkel Köschchen hervorkommen, welche wie Wirkung runzlich-blaßige Blätter haben und im Winter ein sehr schmackhaftes Gemüse liefern. Den Samen sät man Mitte April und legt die Pflanzen je nach Güte des Bodens 50 bis 60 cm voneinander ent-fernt aus. Der Mosenkohl verträgt gut 10° — K.: in rauhen Gegenden wird er im Herbst mit Ballen ausgehoben und entwe-der in Erdgruben oder in lichten Kellern in Erde oder Sand eingeschlagen und feucht gehalten. Zu erst schneidet man den Pflanzen die Köpfe her-unter, worauf sich auch die nicht genügend ent-wickelten Sprossen in den Blattwinkeln regen: die Seitenblätter soll man nicht abbrechen, weil sie als Saftleiter dienen. Im Freien müssen die Pflanzen gegen Hagen geschützt werden. Zu empfehlen sind: Brüm-ler hoher, Bräusler halb-her und Bräusler verbei-terter halbhohler. (1. Dia.)



## Unsere Bilder

Zur Verlobung im deutschen Kaiserhause. Die Verlobung der ein-zigen Tochter des deutschen Kaiserpaares, der Prinzessin Viktoria Luise mit dem Prinzen Ernst August zu Braunschweig Lüneburg, die sehr über-rauschend kam, hat allgemein die größte Freude hervorgewirkt. Der Bräu-

